

Nr. 149 Bromberg, den 4. Juli 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

Das Amulett.

Tagelang hatte Graf Lewenborg zwischen Tod und Leben geschwebt. Als er das erstemal wieder zum Bewußtsein kam, waren seine ersten Fragen, wo Barbara sei und wo er sich befinde. Aber der Arzt und der Wärter verweigerten ihm jede Auskunft über das Schicksal der zum Feuertode Verurteilten und bedeuteten ihm nur, daß er in Gefangenschaft geraten sei und ihm wegen seines unerlaubten Gewaltstreiches der Prozeß gemacht werden würde, sobald er einigermaßen genesen.

„Bin ich denn verwundet?" fragte er erstaunt.

„Ob Ihr verwundet seid? Das will ich meinen!" erwiderte der Gefängniswärter schadenfroh. „Einen Pistolenschuß habt Ihr im Rücken, der einem weniger Starken wohl den Garaus gemacht hätte!"

„So habt doch wenigstens Erbarmen und sagt mir, ob die Verurteilte gerettet ist oder nicht!" flehte der Graf verzweifelt.

Statt jeder Antwort zuckten die beiden Männer nur die Achseln und ließen den Gefangenen dann allein in seiner engen Zelle. —

Wochen qualvoller Ungewißheit und Verzweiflung folgten diesem ersten Erwachen zum Bewußtsein. Dennoch besserte sich Graf Lewenborgs Befinden allmählich, und er sah mit Sehnsucht dem Tage entgegen, an dem er vor seine Richter geführt werden würde; denn dann mußte er ja endlich Gewißheit über Barbaras Schicksal erlangen.

Am Abend des sechzigsten Tages seiner Gefangenschaft erklärte ihm der Arzt kalt, daß er nun so weit genesen und gekräftigt sei, um die Gerichtsverhandlung überstehen zu können. Schlaflos vor Erregung verbrachte der Graf die Nacht. Erst gegen Morgen schlummerte er ein wenig, wurde aber bald wieder durch laute Schritte und Stimmen vor seiner Zelle geweckt.

„Endlich! Sie kommen, um mich zu holen!" dachte er, als nun die Tür geöffnet wurde und der Gerichtsschreiber auf der Schwelle erschien.

Aber der Mann überzeugte sich nur durch einen schnellen Blick, ob der Gefangene wach sei. Dann trat er zurück und sagte:

„Ich bitte, Euer Exzellenz!"

Und in die Zelle trat sporenklirrend der Herr Gouverneur Graf Königsmark.

Einen Augenblick starrte ihn der Obrist an wie eine Geistererscheinung. Dann sprang er von seinem Lager empor, lief dem Freund entgegen und packte ihn bei den Schultern:

„Wo ist Barbara?! Ist sie am Leben?!"

„Am Leben! — in Freiheit! — in Schweden! — auf Schloß Lewenborg! — und auf dem Wege zur Genesung!"

Da fiel Graf Lewenborg auf die Knie, hob seine Arme gen Himmel und rief:

„Mein Herrgott, ich danke Dir! Nun will ich gern sterben!" Er schlug die Hände vors Gesicht und verharrte, am ganzen Leibe bebend, in seiner Stellung.

Der Gouverneur wartete ein Weilchen schweigend. Dann faßte er den Knienden unter den Armen und richtete ihn empor:

Graf Lewenborg legte die Arme um die Schultern des Freundes und sagte mit zitternder Stimme: „Das will ich Euch noch im Tode danken, daß Ihr mir diese Nachricht gebracht! — Wie habt Ihr das erwirkt, daß man Euch zu mir ließ? Wißt Ihr, daß mir heute der Prozeß gemacht wird?"

Königsmark führte ihn zum Lager zurück und sagte dann schmunzelnd:

„Ei, seht mal, was Ihr da nicht alles faselt, Freund Lewenborg! — Nein, man wird Euch nicht den Prozeß machen, sondern Euch unverzüglich in Freiheit setzen!"

„Mich... in Freiheit??"

„Gewiß! — Seit Wochen gehen die Verhandlungen zwischen mir, als Vertreter der Königin von Schweden, und dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg hin und her. Es war bei der Schwere Eures Vergehens nicht leicht, Eure Begnadigung zu erreichen, — besonders deshalb nicht, weil bei dem Überfall der Hexenrichter, der zweite Beisitzer des Gerichtshofes, ums Leben gekommen ist. Einer Eurer Spießgesellen hat ihm mit dem Säbel ein wenig zu tief in den Hals gehackt. — Aber da der Herzog schließlich einsah, daß es vorteilhafter sei, auf Eure Bestrafung zu verzichten, als mit dem ihm benachbarten Schweden in Unfrieden zu leben, hat er Eure Begnadigung ausgesprochen — unter der Bedingung, daß die wegen Hexerei Verurteilte unverzüglich wieder ausgeliefert werde..."

„Seid Ihr wahnsinnig?!" unterbrach ihn Graf Lewenborg aufschreiend.

„Nein, mein Freund, das bin ich nicht. — Wir antworteten darauf, daß Ihr nie auf solche Bedingungen eingehen würdet und setzten unsere Bemühungen um Eure Begnadigung fort. — Nun ließ sich der Herzog über alle Einzelheiten des Prozesses berichten und so erfuhr er auch von dem Amulett, einer verlöteten goldenen Kapsel, die die Verurteilte auf der Brust getragen und die gefährliche Zaubersprüche enthalten sollte. Der Herzog verfügte nun das Öffnen dieser Kapsel, was unter den lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln geschah. — Da stellte sich heraus, daß diese Kapsel keineswegs Zaubersprüche enthielt, sondern bedeutsame Mitteilungen, daß sich der Herzog veranlaßt sah, vorläufig auf die Auslieferung der Entflohenen zu verzichten und gewisse Nachforschungen anzustellen. Diese Nachforschungen zeitigten wiederum einen seltsamen Bericht einer alten Nonne aus dem Kloster eines schwäbischen Städtchens. Nach Eingang dieses Berichtes, der den Inhalt der Kapsel bestätigte, verzichtete der Herzog endgültig auf die Auslieferung der verurteilten Hexe und verfügte Eure Freilassung.

— Und nun, lieber Freund, nehmt hier die beiden Schreiben: den Inhalt der Kapsel und den Bericht der Nonne."

Er hatte zwei Schriftstücke hervorgezogen und sie in die Hand des Grafen Lewenborg gelegt. Dann sagte er aufatmend:

„So! — nun lasse ich Euch bei der Lektüre dieser Dokumente allein. In einer halben Stunde komme ich zurück, um Euch abzuholen." Er nickte dem gänzlich Verblüfften zu und verließ dann schnell die Zelle.

*

Es war ein bitterkalter Oktoberabend, denn der Winter hatte diesmal besonders frühzeitig seinen Einzug in Schweden gehalten. Aber in dem großen getäfelten Zimmer auf Schloß Lewenborg prasselte im Kamin ein tüchtiges Holzfeuer und verbreitete eine angenehme Wärme. Und vor diesem Kamin saß in einem mächtigen Armsessel Barbara, den Blick der großen schwarzen Augen wehmütig träumend ins Leere gerichtet.

Ihr Gesicht war schmal und bleich und zeigte noch immer die Spuren der entsetzlichen Qualen. Aber so schwach sie auch war, — die gemarterten Glieder und Gelenke waren geheilt und versagten ihr nicht mehr den Dienst, wie in den ersten Wochen nach ihrer Befreiung.

Sie verbrachte schon täglich mehrere Stunden außerhalb des Bettes. Ein fließendes Gewand aus einem warmen weißen Stoff umhüllte ihren Körper, und ihre Knie und Füße waren — offenbar von treusorgender Hand — in eine Decke gehüllt.

Der Eintritt des alten Schloßverwalters ließ Barbara aufblicken.

„Noch keine Nachricht über den Grafen?" fragte sie in banger Verzweiflung. — Wohl mehr als hundertmal hatte sie in den letzten Wochen diese Frage an den Verwalter gerichtet.

„Keine Nachricht, Fräulein, — doch ein Besucher für Euch ist da", antwortete der Alte mit leisem Lächeln. „Aber auf daß Ihr nicht gar zu sehr überrascht werdet, sendet der Besucher einen Vorreiter." Und ohne eine Erwiderung Barbaras abzuwarten, öffnete der Alte abermals die Tür.

Ein Käfig, der dicht an der Schwelle stand, wurde sichtbar. Der Schloßverwalter zog das Gitter empor. Wie der Blitz schoß ein großer schwarzer Kater heraus, sprang bis in die Mitte des Zimmers, stutzte und saß im nächsten Augenblick auf Barbaras Knien.

„Amazeroth!"

Sie preßte das Tier mit bebenden Händen gegen die Brust, ließ es aber sofort wieder zu Boden gleiten, erhob sich mit wankenden Knien, und wie ein Aufschluchzen kam es ahnungsvoll über ihre Lippen:

„Graf Lewenborg... ist hier?!"

Da stand er auch schon im Türrahmen.

Regungslos starrten die beiden einander an.

Dann machte Barbara ein paar taumelnde Schritte auf ihn zu — strauchelte...

Mit drei Schritten stand er vor ihr, fing die Umsinkende in seinen Armen auf, hob sie hoch empor und preßte sie gegen seine nach Atem ringende Brust.

So stand er eine ganze Weile. Dann trug er sie langsam zu dem großen Armsessel, ließ sich darin nieder und hielt sie wie ein Kind auf den Knien. —

Ihr Haupt lag an seinem Herzen. Auf seine Hand, in die sich ihre Wange schmiegte, rannen ihre heißen Tränen. —

Keines von beiden hatte noch ein Wort gesprochen. Lange, lange hatten sie so einander umschlungen gehalten.

Da sagte Graf Lewenborg endlich mit leiser Stimme:

„Barbara, liebe Barbara, willst du nun immer bei mir bleiben — als mein Kind?"

Er nahm ihr Gesicht zwischen beide Hände und starrte sie an wie ein Wunder. — „Sprich, liebes, liebes Kind, — willst du mich Vater nennen?"

„Oh, dürfte ich es!" — Wie ein Hauch war es von ihren bleichen zitternden Lippen gekommen.

Da küßte er sie mit unendlicher Zärtlichkeit auf den Mund, sah ihr trunken vor Glück in die Augen und sagte atemlos:

„Du mußt mich so nennen, Kind! Denn ich bins, — bin dein Vater, — und du bist meine geliebte Tochter, — nicht mehr Barbara Ullmer — nein: Svea Gräfin Lewenborg!"

Die beiden Dokumente.

Der Bericht der Nonne Schwester Angelika aus jenem schwedischen Kloster an das Ministerium des Herzoglichen Hauses von Braunschweig-Lüneburg lautete:

„Hierdurch lege ich auf ausdrücklich geäußerten Wunsch Eures Abgesandten noch einmal schriftlich nieder, was ich dem Herrn soeben mündlich berichtet, versichert und durch einen heiligen Eid bekräftigt habe:

Das Mädchen, so nach Euren Angaben wegen Hexerei dortselbst soll angeklagt, verurteilt und entflohen sein, ist — wie aus Euren Angaben zu schließen und offenbar — ohne allen Zweifel die Tochter der als Prinzessin Pantotschak geborenen Mara Gräfin Lewenborg.

Was ich über die Sache zu berichten weiß, ist dieses:

Im Sommer des Jahres 1633 — es mag im Juli gewesen sein, denn man hatte begonnen, die Ernte einzufahren, — kamen einige Regimenter Kroaten durch unsere Stadt. Ihr Anführer, Fürst Pantotschak, erschien bald nach dem Einrücken der Truppen in unserem Kloster und erzählte der Äbtissin: Seine Gemahlin, die, wie auch seine Tochter, ihn seit geraumer Zeit auf seinen Kriegszügen begleitete, sei vor einigen Tagen an einer Krankheit verstorben. Nun wolle er aber seine Tochter allein nicht weiter mit sich führen, um so weniger, da sie guter Hoffnung sei und die Beschwerden der fortwährenden Reisen nicht weiter könne ertragen. Die Unglückliche sei im vergangenen Herbst von dem schwedischen Obristen Lewenborg auf schändliche Art zur Ehe gezwungen, dann aber von ihm, dem Vater, mit Waffengewalt zurückgeholt worden. Nie und nimmer würde er einwilligen, daß seine Tochter zu dem entmenschten Gatten zurückkehre. Er bäte darum die Äbtissin, sie möge seine Tochter vorläufig im Kloster als Gast aufnehmen und verpflegen. Er werde dem Kloster dafür eine schöne Summe schenken. Wenn er später wieder in diese Gegend käme, oder wenn der Frieden geschlossen sei, würde er sie wieder abholen.

Die Äbtissin willigte ein, und Mara Gräfin Lewenborg kam zu uns.

Ende August gebar die Frau ein Mägdelein, dem sie den Namen Svea gab.

Viereinhalb Jahre weilte die Gräfin mit ihrem Kinde unter uns. Ihr Vater kam während dieser Kriegsjahre zweimal in das Kloster, um seine Tochter abzuholen. Da die Gräfin aber den Wunsch äußerte, bis zum Friedensschluß bei uns zu bleiben, tat ihr der Fürst den Willen. Bei seinem zweiten Besuch schenkte er seiner Tochter ein seltsames Amulett, eine goldene Kapsel mit einem Sigillum darauf, die er irgendwo erbeutet hatte.

Niemals in der langen Zeit sprach die Gräfin von ihrer kurzen Ehe. Sie hing jedoch mit heißer Liebe an ihrem Töchterchen. Nur ein einziges Mal erwähnte sie ihren Gatten. Das kam so: Ich sagte einmal — wie schon oft zuvor — wie sonderbar kupferrot doch die Haare des Kindes seien, und daß ich noch nie eine solche Farbe gesehen. Da meinte die Gräfin, es käme wohl daher, daß ihr eigenes Haar so tiefschwarz sei, das ihres Gatten aber von hellem Blond. Das Kind sah auch sonst seiner Mutter nicht eben ähnlich; nur hatte es die gleichen großen dunklen Augen. Was man mir aber von einem Hexenmal auf der Brust des Mädchens berichtet, womit sie eine teuflische Buhle habe gezeichnet, so sind die Herren des Gerichts in einem argen Irrtum befangen. Die kleine Svea hatte schon vom Tage ihrer Geburt an mitten auf der Brust dies runde dunkle Muttermal.

Ende März des Jahres 1638 — die Kleine war damals vier und ein halbes Jahr alt — fiel nun der Feind unser Städtchen an. Tagelang schlugen die Bomben und Feuerkugeln ein, und auch unser Kloster wurde öfters getroffen. Da hat die Gräfin einen Zettel geschrieben, solchen in die goldene Kapsel getan und diese wieder lassen verlöten. Und hat sie dann dem Kinde an einem goldenen Kettchen um den Hals gehängt und durch die untere Öse ein zweites Kettchen gelegt und so dem Kinde die Kapsel fest auf die Brust gebunden. Was sie aber auf jenen Zettel geschrieben, weiß ich nicht.

In der folgenden Nacht brach der Feind in die Stadt ein und steckte viele Häuser und auch unser Kloster an allen Ecken in Brand. Dabei sind die meisten Nonnen ums Leben gekommen und auch die Gräfin Lewenborg. Sie wurde von einem brennenden Balken erschlagen, als sie sich mit ihrem Kind auf dem Arm über eine Treppe retten wollte. Das Kind blieb unverletzt. Ich nahm es und floh mit ihm auf die Straße. Da geriet ich unter feindliche Soldaten und das Gesindel, so jedem Heer folgt. Von dem Rauch, den ich hatte eingeatmet, war ich vergiftet und sank um. Ich hatte noch eben soviel Kraft, um das Kind einer Frau zu reichen, die wohl zu dem Troß des feindlichen Heeres gehörte, und sie zu bitten, die Kleine zu retten. Wer das Kind sei, konnte ich jenem Weibe nicht mehr sagen, da mich das Bewußtsein verließ. Ich habe niemals wieder etwas über das Schicksal der kleinen Svea gehört.

Von den Nonnen konnten damals nur wenige ihr Leben aus dem Feuer retten. Und von diesen wenigen bin nur ich heute noch am Leben und in unserem Kloster. Ich bete zu Gott, daß Svea Gräfin Lewenborg am Leben bleibe und von dem schweren Verdacht der Hexerei alsbald völlig gereinigt und mit ihrem Vater vereinigt werde, der — wie Ihr berichtet — durch so wunderbare Fügung des Allmächtigen sie vom nahen Tod errettete und nicht wußte, daß er solches an seinem eigenen Kinde tat."

Der Zettel, der sich in der goldenen Kapsel befunden, lautete:

„Das Mädchen, das diese Kapsel auf der Brust trägt, ist Svea Gräfin Lewenborg, die Tochter des schwedischen Rittmeisters Harald Graf Lewenborg und seiner rechtmäßig angetrauten Gemahlin Mara, Prinzessin Pantotschak. Das Kind ist geboren am 27. August des Kriegsjahres 1633, hat kupferrotes Haar, schwarze Augen und mitten auf der Brust ein rundes dunkles Muttermal. Wenn mir, des Kindes Mutter, meine Hoffnung nicht sollte erfüllt werden, daß ich in diesem Leben mit meinem Gatten wieder vereinigt werde, — wenn anders aber Gottes Ratschluß Dich, geliebte Tochter, einst in die Arme Deines Vaters führen sollte, so sage ihm, daß ich um Deinetwillen, mein süßes Kind, nicht anders seiner gedachte als in Liebe."

Ende.

Urwaldspuk.

Skizze von W. v. Bosenstein-Berlin.

Wohlig wiegen sich die Wipfel riesiger Laubbäume im Purpurstrahl der jungen Sonne. Hier und dort, von einem Luftzug gespenstisch bewegt, hängen graue Flechten, überlangen Greisenbärten gleich, nieder ins geheimnisvolle Dunkel des indischen Urwaldes.

Noch ist es kühl und naß vom Morgentau. Verdrießlich schüttelt der Leopard sein buntes Fell, äugt nach oben und schwingt sich mit gewandten Sätzen in die Krone eines alten Baumes. Alle Viere herabhängen lassend, liegt er der Länge nach auf einem Ast hoch überm Boden. Die Seher halb geschlossen, dehnt er sich behaglich schnurrend den wärmenden Strahlen der Allmutter Sonne entgegen. O, hier oben ist gut verdauen.

Da! Ein Knacken irgendwo im Bestand! Herr Wildpfau, der, sein prächtiges Rad schlagend, auf sonniger Lichtung soeben noch die Lieblingshenne umtrippelte, schließt jäh den Fächer und poltert mit dem gesamten Harem eiligst in die schützenden Äste. Auch Buntpelz droben auf seinem Schlafast ist hochgefahren, sichert hinab und — duckt sich, so gut es geht, ins dichteste Laub.

Schon schlagen flüchtige Hufe den Grund. Keuchend bricht ein kapitaler Barasingahirsch aus dem Dickicht, hetzt dem Waldrande zu, versucht in peitschender Angst die Ebene zu erreichen. Stoßweise pfeift sein Brodem, lang hängt der Lecker.

Nun saust er in hohen Fluchten durch das Gras.

Zwei graubraune Gestalten mit spitzen Ohren an spitzem Kopfe jagen auf seiner Fährte. In längerem Abstand rennt das Rudel dämonengleich durch die Stauden, die hinter dem Barasinga schon zurückzubleiben beginnen.

Letzte wiegende Sätze neben dem Hirsch, fast gleichzeitig schnellen von beiden Seiten schnappende Rachen nach der Dünnung des Fliehenden.

Ein wildes Aufbäumen. Weit hängen die Eingeweide aus dem zerrissenen Leibe. Zwei, drei Fluchten noch, dann hat der Hirsch sich mit den Läufen im Geschlinge verwickelt. Heißes Aufjauchzen nun, noch festeres Zupacken, Stürzen, Schlegeln von Läufen, ein wirrer Knäuel graubraunen Teufelsspuks. Binnen weniger als einer halben Stunde ist kaum mehr etwas übrig für die gierig wartenden Geier.

In weitem Kreisen den Schauplatz der Tragödie umlagernd, halten die Kolsune, die Wölfe des indischen Hochlandes, ihren behaglichen Verdauungsschlaf. Bald durchschrillt ihr wimmernder Ruf die dämmernde Waldwildnis, bald treibt er selbst den Büffel — ihn, dem sogar der Tiger aus dem Wege zu gehen pflegt — vom Lager im Steppengras. —

Nacht braut überm Dschungel. Im hohen Schilfe des Tümpels am Waldrand, gut unterm Wind, lauert die große Katze, tritt doch um diese Zeit der scheue Hirsch aus wasserloser Ebene zur Tränke. Heißer glimmt das phosphorne Leuchten in den Lichtern des Tigers, und der geschmeidige Körper erstarrt in gespannter Kraft. Nur die leise zuckende Schwanzspitze der großen Katze verrät die ungeheuerliche Erregung des Innern.

Wieder und immer wieder sichernd nähert sich das Hirschrudel. Erneutes Verhoffen, dann patscht der Platzhirsch mit erhobenem Wedel in die Flut, schöpft in langen, durstigen Zügen.

Das Leittier beobachtet mißtrauisch die Schilfwand, wirft sich jäh herum und flüchtet, hinter sich die Gefährten, hinaus in die mondbeschienene Weite.

Auch der Hirsch federt empor, doch schon hat „Chan Streifmantel" sich mit kurzem Brüllen auf ihn geworfen. Wasser rauscht und spritzt, Wellenringe verebnen, Blasen quellen empor, dann hat der Tiger seine Beute aufs Trockne geschleppt, liegt leise grollend und leckt genießerisch den Schweiß aus durchbissenem Nacken.

Plötzlich stutzt er. Die runden Lauscher hart an den Kopf gedrückt, mit feuersprühenden Augen, faucht er drohend einem unsichtbaren Feinde entgegen. Ein wimmernder Schrei durchreißt die Dunkelheit, noch einer, viele! Gelbe Augenpaare glühen, spitze Köpfe grinsen aus dem Gras, hier und dort und überall.

Wütend fällt der Gestreifte gegen die Zudringlichen aus. Blitzschnell weichen sie zurück, doch von rechts und links fährt ihrer ein halbes Dutzend ihm geschickt in die ungeschützten Flanken. Ein rasendes Aufheulen aus Schmerz und Wut. Von den mächtigen Pranken zusammengehauen wälzen sich mehrere der Angreifer in ihrem Blute.

Mit einem Riesensatz springt der Überfallene an einem mittleren Baume empor. Verhaltend äugt er zurück, in wütenden Schwingungen peitscht der Schwanz. Da schickt das Teufelsvolk drunten sich an, nach ihm zu springen, und er, der Schwere, der sonst niemals klettert, steigt mühsam höher hinauf in das Geäst. Voll Ingrimm muß er es von oben mit ansehen, wie die verhaßten Spitzköpfe die leckere Beute unter sich teilen.

Tagelang belagern die Kolsune den sich mühsam Festhaltenden, dem es nicht einmal möglich ist, die böse schmerzenden Wunden zu lecken. Endlich erlöst ihn ein Hirschrudel, dessen Hetze die Wölfe aufnehmen. Schwerfällig wirft er sich in den Teich, um den brennenden Schmerz zu kühlen und zu trinken.

Dann macht er sich hinkend davon.

Über die weite Ebene aber und durch die Waldwirrnis jagen in unzählbaren bräunlichgrauen Rudeln die zierlichen Räuber. Kaum von der Größe eines schwachen deutschen Schäferhundes, jedoch mit stählernen Läufen und nie ermüdender Ausdauer sind sie der Schrecken aller Vierfüßer in Indiens Hochland.

Eine Storchenmutter opfert sich.

Aus jahrelangen Beobachtungen haben wir ziemlich reichen Aufschluß über das Seelenleben des Storches, der sich ja fast stets in der Nähe des Menschen aufhält, schöpfen können. Wir haben vieles feststellen können, was uns sehr menschlich vorkommt, gar manches, das geradezu an Einrichtungen der menschlichen Gesellschaftsordnung erinnert.

Zwei neue Fälle, die einen tiefen Einblick in das Seelenleben des Storches geben, hört man jetzt aus der Umgebung Berlins.

Mit den Jungen verbrannt.

Auf dem Dache einer Scheune des Gutes Hohen-Lübbichow, das dem ehemaligen Reichsinnenminister von Keudell gehört, nisteten zwei Storchenpaare. Dieser Tage traf der Blitz die Scheune, sie konnte nicht gerettet werden, obwohl fünf Feuerwehren sich darum bemühten. Auch beide Storchennester, die mit Jungstörchen besetzt waren, verbrannten mit.

Als das Feuer ausbrach, bemühten sich die Storcheltern, die Jungen aus dem Neste zu werfen. Die jungen Tiere leisteten aber einen derartigen Widerstand, daß den Alten ihr Bemühen nicht gelang. Als die Flammen das erste Nest ergriffen, blieb die Storchenmutter bei ihren Jungen und ließ sich mit verbrennen.

Die Storchenmutter des zweiten Nestes war sichtlich zu dem gleichen Opfer bereit, aber ein anderer Storch bearbeitete sie so lange und heftig mit Schnabelhieben, daß sie schließlich von ihrer Brut weichen mußte und so gerettet wurde.

Am Abend des Tages versammelten sich die Störche der Umgegend an der Brandstätte, wohl zwanzig an der Zahl, und umkreisten stundenlang die Unglücksstätte.

Böses Ende eines Bubenstreichs.

Der zweite Fall wird aus Greiffenhagen in der Uckermark gemeldet. Ein Förster sah dort fünfzehn Störche um ein Nest versammelt, in heftiger Unterhaltung über die Jungen gebeugt. Mit einem Male erfaßten sie die Kleintiere und warfen sie vom Dach hinab, so daß die drei Jungen unten zerschellten. Dann hieben sie mit ihren Schnäbeln auf das Muttertier ein, das die Mißhandlung geduldig ertrug, bis es tot zusammenbrach; auch die Störchin wurde vom Dach geworfen.

Dieses Storchengericht fand bald seine Erklärung: Junge Burschen hatten die Storcheneier aus dem Nest genommen und dafür Gänseeier hineingelegt. Als die Jungen ausschlüpften, gewahrte die Mutter erst den üblen Scherz; sie konnte sich nicht über die Brut beruhigen, starrte ihre seltsamen Kleinen stundenlang an und flatterte erregt um das Nest hin und her. Der Storchenvater aber war offensichtlich erbost über solche Nachkommenschaft, in seinem Herzen quoll der Verdacht der Untreue seiner Frau zur Gewißheit, und er flog davon, die männlichen Störche der Nachbarschaft zum Storchengericht heranzuholen, das dann auch furchtbar vollzogen wurde.

Ein ganz ähnlicher Fall, der mit dem gleichen Dummenjungenstreich begann, hat sich schon im vorigen Jahre in der Mark ereignet.

Dauerschlaf besiegt die Gifte.

Eine Aufsehen erregende Entdeckung Wiener Ärzte.

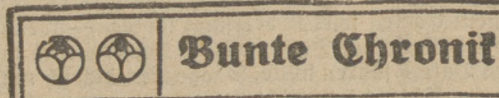
Von Dr. L. H. Kramer.

Die wohltätige Kraft des Schlafes ist bekannt. Niemand hat für sie ergreifendere Worte gefunden als Shakespeare in seinem Macbeth, wo die fluchbeladenen Seelen durch das anklagende Gewissen um den erquickenden Schlummer gebracht werden. Aber erst der modernen Heilkunde war die Erkenntnis vorbehalten, in welch erstaunlichem Ausmaße der Schlaf — und zwar der durch künstliche Mittel hervorgerufene Dauerschlaf — die Giftstoffe zu bekämpfen vermag.

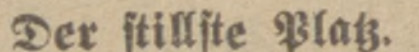
Wie so viele Entdeckungen ist auch diese dank einem Zufall gemacht worden. Wie Doktor H. Mautner, ein noch junger Forscher, kürzlich in der Wiener Biologischen Gesellschaft berichtete, war man im Begriff gewesen, die Wirkung der harntreibenden Arzneien zu untersuchen. Dabei konnte man die Feststellung machen, daß diese Chemikalien, also beispielsweise Koffeïn und verschiedene Quecksilberpräparate, die Magendrüsen zur Absonderung von Flüssigkeiten reizten, und zwar auch dann, wenn die Versuchstiere 24 Stunden vorher nichts gegessen und getrunken hatten. Die Füllung des Magens blieb jedoch aus, wenn man den Tieren nach der harntreibenden Arznei Schlafmittel eingab. Das war eine Wirkung, die man den Medikamenten der letztgenannten Art gar nicht zugetraut hatte. Und die darauf folgenden Versuche zeitigten fernerhin wohltätige, bislang ungeahnte Eigenschaften der Schlafmittel.

Als man bei den Untersuchungen der harntreibenden Arzneien große Mengen von Quecksilberpräparaten angewendet hatte, waren die behandelten Tiere von schweren Darmentzündungen befallen worden. Die Schlafmittel bewirkten nun, daß nicht nur die starke Flüssigkeitsabsonderung unterblieb, die sonst durch jene Metallverbindungen hervorgerufen wird, sondern es wurde außerdem die Entstehung der Darmentzündung verhindert. Der Dauerschlaf machte die Giftstoffe unwirksam!

Die Gelehrten entschlossen sich, die Schlafmittel nunmehr auch gegen andere Giftstoffe anzuwenden. Dabei kamen sie zu ganz überraschenden Ergebnissen. So zeigte es sich, daß der Dauerschlaf das Tier gegen das Senföl schützt, das sonst eine schwere Hautentzündung hervorruft. Das Diphtheriegift, dessen Einspritzung deutlich erkennbare Wirkungen zeitigt, ist dem schlafenden Tier gegenüber ohnmächtig. Und dieses erwehrt sich sogar des schlimmsten Feindes, der lebenden Bakterien. Diese Entdeckungen, an denen — wie das „Neue Wiener Journal" mitteilt — außer Doktor Mautner auch Doktor Ebel beteiligt ist, scheinen von außerordentlicher Tragweite zu sein, wenngleich sie genau genommen nur eine seit Jahrhunderten im Volke schlummernde Erfahrung bestätigen und der Wissenschaft lediglich die Aufgabe zuweisen, der Heilkraft der Natur Gelegenheit zur Betätigung zu geben.



Bunte Chronik



Der stillste Platz.

Der stillste Platz der Erde liegt nicht in ländlicher Einsamkeit, sondern inmitten einer Stadt, nämlich im holländischen Utrecht. Professor H. Zwaardemaker, ein bekannter Physiker und Physiologe, hat dort für seine Versuche einen völlig lärmfreien Raum geschaffen. Und zwar schachtelte er drei Räume ineinander. Die Luft zwischen den Wänden wurde ausgepumpt, da der leere Raum ein besonders schlechter Schalleiter ist. Sechs verschiedene Schichten bilden die Innenseiten der Wände: mit Roßhaar verkittete Steinblöcke, Holz, Kork, Gips, Seegras und Papier. Schließlich verhängte man die Wände mit Teppichen. Kann man ruhiger sitzen?




Lustige Ecke

Keine wirksame Reklame.



„Hier essen Sie wie zu Hause!!!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.